Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 21 (1913)

Heft: 2

Artikel: Briefe eines Schweizerarztes

Autor: Stierlin, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-545819

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Briefe eines Schweizerarztes

von Dr. Eduard Stierlin, Mitglied der Basler Balkanexpedition.

II. In Uesküb.

An einem sonnigen Tage langen wir in Uesküb an. Die Straßen der alten Türkenstadt sind außerordentlich bunt belebt durch serbische Soldaten, Bulgaren, Macedonier, Türken, Albanesen und alle die Leute undefinierbarer Abstammung, die im Balkan so zahlreich sind. Bereits macht sich der Handelsgeist wieder geltend. Die Krämer bieten ihre Waren zum Verkaufe aus. Wer würde glauben, daß durch diese friedliche Stadt noch vor wenig Tagen die Türken in wilder Panik flohen und alles zurückließen, was sie an der Flucht hindern konnte. Jene Panik war psychologisch äußerst merkwürdig. Ein Schuß war von einem Unzufriedenen auf den Wali von Uesküb abgegeben worden. Er wurde das Signal zu einer panischen Flucht der Truppen. Ueberall tönte der Schreckensruf: „Die Serben kommen!" Die Kanoniere durchschnitten die Zugseile der Kanonen, setzten sich auf die Pferde und galoppierten davon. Ihnen nach stürzte die ganze Armee. Wo blieb da die bewährte Tapferkeit der Türken? Man kann sich dieses Phänomen wohl nur erklären aus dem gewaltigen Eindruck, den die serbische Artillerie bei Kumanowo auf die Türken gemacht hatte. Der Zustand, in den die türkischen Soldaten dadurch versetzt wurden, war zu vergleichen demjenigen der einer Katastrophe mit Lebensgefahr Entronnenen. Es ist bekannt, daß bei solchen Leuten der beste Boden zur Massensuggestion vorhanden ist. Wenn man außerdem bedenkt, daß ein beträchtlicher Teil der türkischen Armee aus Albanesen bestand, die ein Naturvolk sind und den Schrecken der für sie noch wenig bekannten Artillerie besonders ausgesetzt waren, so ist jene Panik noch besser verständlich.

Als Feld unserer ärztlichen Tätigkeit in Skoplje (Uesküb) wurde uns das türkische Spital angewiesen. Dasselbe liegt etwas außerhalb der Stadt, am linken Ufer des Wardar und besteht aus drei Pavillons, die erst im Rohbau vollendet sind, obwohl schon drei Jahre daran gebaut wird. Bezeichnend für türkische Verhältnisse ist auch, daß zwar eine Wasserleitung bis einige fünfzig Meter in die Nähe des Spitals angelegt, daß sie aber seit Monaten nicht weiter gediehen ist. So fehlt denn in diesem Spital das Nötigste: fließendes Wasser. Noch weht auf der Flaggenstange vor dem Gebäude der rote Halbmond. Wir werden von den türkischen Aerzten begrüßt. Sie sprechen gut französisch; denn sie haben sich alle längere Zeit in Paris aufgehalten. Anscheinend sind sie über unser Kommen erfreut. Sie, wie die Serben, sehen in der Schweiz ein absolut neutrales Land, wo unbeschränkte Freiheit herrscht. Von Aerzten des Schweizer Roten Kreuzes haben sie also sicher keine Demütigung zu befürchten. Auch den Serben scheint es zu passen, zuerst uns mit der Leitung des türkischen Spitals zu betrauen, wohl besonders mit Rücksicht auf die zahlreichen Türken und Albanesen unter den Kranken.

Wir sahen gar bald, daß in diesem Spital ärztliche Hülfe sehr not tat, ebensosehr aber die Pflege durch ein Wartpersonal. Alle Säle waren gefüllt mit Verwundeten. Von dem Geruch und der Unsauberkeit, die überall herrschten, macht man sich nicht leicht eine Vorstellung. Gegen die empfindliche Kälte suchten sich die meisten zu schützen, indem sie ihren Mantel über sich ausbreiteten und den Rest ihrer halb zerrissenen Kleider auf sich behielten. Es fehlte zwar nicht an Oefen, wohl aber an Holz, dieselben zu heizen. Die 150 Verwundeten waren in ihrer Pflege allein angewiesen auf einige zurückgebliebene türkische Wärter und drei barmherzige Frauen aus der Stadt, darunter eine Oesterreicherin, welche uns bei unserer Ankunft verzweifelt erklärten: „Es fehlt uns an allem für die Kranken!"

In einigen nach hinten gelegenen Räumen hatte das äußerste Elend noch eine kärgliche Unterkunft gefunden. Auf einer Matratze saßen zwei kleine albanesische Kinder, deren Eltern getötet worden waren und die niemand hatten, der sich um sie bekümmerte. Eine durch Syphilis zur Unkenntlichkeit Entstellte, sowie ein Tuberkulöser im letzten Stadium lagen dort auf dem kalten Boden — schon halb abgestorben. Als wir uns zum Fenster hinaus beugten, um Atem zu holen, wurde eben die Leiche eines der Verwundeten in einem Loch

im Boden verscharrt. Ein alter, weißhaariger Albanese, von der Last der Jahre gekrümmt, besorgte wortlos mit der Schaufel seinem toten Landsmann diese letzte Liebespflicht.

Unweit des Krankenhauses erhebt sich ein brauner Hügel, übersät mit weißen mohammedanischen Grabsteinen, die, nach muselmanischer Sitte, alle gen Mekka gerichtet sind. Mancher der hülflosen Schwerverletzten mochte nach jenem Totenhügel als nach seinem letzten Troste mit Sehnsucht hinüberschauen.

In diesem Hause kam uns das Furchtbare des Krieges zu tiefem Bewußtsein. Es gab mehr Schwerverletzte als in Belgrad. Zudem war infolge mangelhafter Pflege und Behandlung in manchen Wunden die schwerste Eiterung ausgebrochen, welche die ohnehin schon reduzierten Kräfte der Verwundeten noch ganz aufzehrte. Daß auch die chirurgische Behandlung der türkischen Aerzte, die von unsern Prinzipien vielfach sehr abweicht, oft schädlich gewirkt hatte, war leider in mehreren Fällen unverkennbar.

Zu dem Elend am eigenen Körper kam bei vielen die brennende Sorge um die verschollenen oder die Trauer um die verlorenen Angehörigen. So sah ich eine albanesische Frau, der Mann und fünf Kinder erschlagen worden waren. Sie selbst hatte nur eine leichte Verletzung erlitten. Nachdem sie einen Tag klagend im Spital zugebracht hatte, verschwand sie, ohne daß jemand wußte wohin.

Ein zwanzigjähriger Albanese war an einem Bein so schwer verletzt, daß nur eine Amputation ihn vor tötlichem Siechtum retten konnte. Sein alter, weißhaariger Vater pflegte ihn Tag und Nacht und wich nicht von seinem Bette. Als wir ihm die Situation klar machten, verweigerte er die Operation zuzulassen, da er lieber keinen Sohn mehr habe als einen Krüppel.

Unvergeßlich ist mir auch der Anblick einer alten Mohammedanerin, die wochenlang ihren Sohn überall gesucht hatte, und ihn nun hier schwerverletzt wiederfand. Sie sank an seinem Bett nieder und schluchzte vor Freude und Schmerz zugleich.

Wir hatten unter unsern Kranken eine größere Zahl Albanesen. Diese haben bei den Serben einen außerordentlich schlechten Ruf. Zahlreiche schreckliche Geschichten wurden uns immer wieder erzählt, welche die unerhörte, geradezu bestialische Grausamkeit dieser sogenannten Arnauten zeigten; so z. B. wie ein gefangener Arnaute einem Arzt, ein anderer einer Krankenschwester einen Finger abbiß. Wir können allerdings aus eigener Anschauung den Haß bestätigen, der zwischen Arnauten und Serben besteht, müssen aber beifügen, daß wir selbst nie die geringste Feindseligkeit von seiten der in unserer Pflege befindlichen Albanesen erfahren haben. Im Gegenteil, die Leute waren oft für die kleinste Erleichterung rührend dankbar. Ein alter Albanese, der eine Woche lang mit gebrochenem und abgeknicktem Oberschenkel in sitzender Stellung zugebracht hatte, küßte mir die Hand und segnete mich, als ich es ihm durch Anbringen eines Zugverbandes wieder ermöglichte, ohne Schmerzen zu liegen.

In dem einen der Pavillons befand sich ein sogenannter Operationssaal, den wir täglich zu benützen veranlaßt waren, der aber, nach echt türkischer Gepflogenheit, auch unvollendet war. Da es an gehöriger Beleuchtung fehlte, so waren wir genötigt, die erste größere Operation beim Scheine zweier Petroleumlampen auszuführen. Als Ablauf war in der Mitte des Raumes ein großes rundes Loch vorhanden, das in den Keller führte und durch welches alle Abfälle hinuntergeworfen wurden. Im Keller hausten Ziegen und mehrere Arnautenfamilien, die sich vor den Serben dorthin zurückgezogen hatten und sich nur hin und wieder etwas in den Hof hinaus wagten. Ich besuchte sie mehrmals in ihrem dunklen Zufluchtsort und die düstern Gesichter heiterten sich für einen Moment auf, wenn ich ihnen eine Zigarette reichte.

Was unsere türkischen Kollegen anbelangt, so bewahrten sie uns gegenüber stets dieselbe zuvorkommende Höflichkeit. Sie hatten beim Nahen der Serben ein Bombardement gefürchtet und waren in den Keller geflohen. Jetzt fügten sie sich scheinbar ruhig in das Unvermeidliche. Sie besuchten täglich das Gasthaus, in dem die meisten serbischen Offiziere verkehrten, und als uns der König im Spital besuchte, ließen sie es sich sehr angelegen sein, ihm die Kranken vorzustellen und die Einrichtung des Spitals zu erklären. Im Grunde ging ihnen aber der Schmerz um das Verlorene tiefer, als es den Anschein hatte. Wir hörten zufällig, daß einer von ihnen im Kreise der Seinen täglich weine und sich nicht trösten könne über die Schande, die der Türkei wider-

fahren sei. Die Lage dieser türkischen Aerzte war in der Tat sehr bedauerlich. Eines Tages machte ihnen der serbische Sanitätschef die Erklärung, sie hätten das Spital zu verlassen, da dasselbe von den Serben übernommen werde. Mehrere türkische Aerzte haben bereits bei der serbischen Regierung angefragt, ob sie in serbische Dienste treten können, was einigen bewilligt worden sein soll.

Nicht nur die türkischen Aerzte, sondern auch die albanesischen Verwundeten und die österreichische freiwillige Wärterin verschwanden nunmehr aus dem Spital. Der letztern wurde rundweg erklärt, man verzichte auf ihre Dienste, was wir sehr bedauerten, indem sie eine der wenigen Personen im ganzen Haus gewesen war, die vom Krankendienst etwas verstanden hatte.

Dagegen wurden nun serbische Sanitätssoldaten in das Spital kommandiert und der Betrieb nahm mehr oder weniger militärischen Charakter an. Es zeigte sich uns allerdings sehr bald, daß es mit der Geschicklichkeit dieser Militärwärter für den Krankendienst nicht weit her war. Obwohl jeder von ihnen sechs Monate in Spitälern gedient hat, besitzt kaum einer von ihnen die Elementarbegriffe der Krankenpflege. Diese Leute sind nicht einmal imstande, einen Kranken ordentlich zu tragen.

In den letzten Tagen unseres Aufenthaltes in Uesküb wurden etwa sechzig der bei der Schlacht bei Prilip Verwundeten in unser Spital gebracht. Die meisten befanden sich in einem Zustand hochgradiger Erschöpfung. Die mehrere Tage dauernde Reise in offenen, von Ochsen gezogenen Wagen war für die ohnehin schon Erschöpften eine schwere Strapaze. Mehrere waren einen Tag lang im Schnee gelegen, bevor sie gefunden wurden, wobei einem derselben beide Beine abgefroren waren.

Da der Krieg wieder einen ernsten Charakter annahm, entschlossen wir uns, unter Einwilligung des Sanitätschefs an die Front vorzurücken. Unsere Tätigkeit im türkischen Spital war damit beendet und wir betraten den Weg, den die erste serbische Armee in einigen Tagen zurückgelegt hatte.

Nachtwandeln.

Daß Nachtwandeln bei allerhand Leiden recht häufig ist, wird wohl den meisten unserer Leser bekannt sein.

Es bedarf dazu freilich einer gewissen Nervosität, die man übrigens bei Kindern viel mehr antrifft, als man gewöhnlich annimmt. Namentlich betrifft dies die Sprößlinge nervöser Eltern. Die Ermüdung ist jeweilen bei diesen Kindern so stark, daß sie durch leichtere Schmerzen nicht total geweckt werden, wenigstens ist das Bewußtsein noch ausgeschaltet. Einen solchen Fall beschreibt nach der „Medizin für Alle" Dr. Goldmann, dessen 6 jährige Tochter infolge Zahnleidens nachtwandelte. Sie bot jeden Abend, ungefähr zwei Stunden nach dem Einschlafen, folgende Erscheinungen dar: Unter ängstlichem Rufen nach der Mutter und Vorsichhinsprechen stand das Kind aus dem Bette auf, ging mit offenen Augen durch ein oder mehrere dunkle Zimmer, als ob es etwas suchte; auf starkes Anrufen gab es keine oder nur verworrene Antwort, die sich auf ein Traumgesicht bezog, legte sich in's Bett und schlief, ohne vorher wach geworden zu sein, ruhig oder unter abklingendem Stöhnen ein, blieb die Nacht hindurch entweder in ungestörtem Schlaf oder wiederholte das Spiel noch einmal. Dabei ging es zuweilen ans Fenster, als ob es zu demselben hinaus wolle. Das Gesicht war jeden Abend hochgerötet. Die genaue körperliche Untersuchung nach der Ursache dieses seltsamen Zustandes wies auf einen kranken Zahn, der früher plombiert worden war. Er war bei der Berührung schmerzhaft. Als die Plombe entfernt war, zeigte sich eine Eiterblase am Zahn. Nun wurde der Zahn entfernt und seitdem schlief das Kind ruhig. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei dem sonst vollkommen gesunden Kind die Aufnahme der Giftstoffe von seiten des